Umkehr war keine Option

Entzug gleich nach der Geburt – damit haben die Kinder heroinabhängiger Mütter zu kämpfen. Eine Geschichte von Sucht, Therapie und Schuldgefühlen.

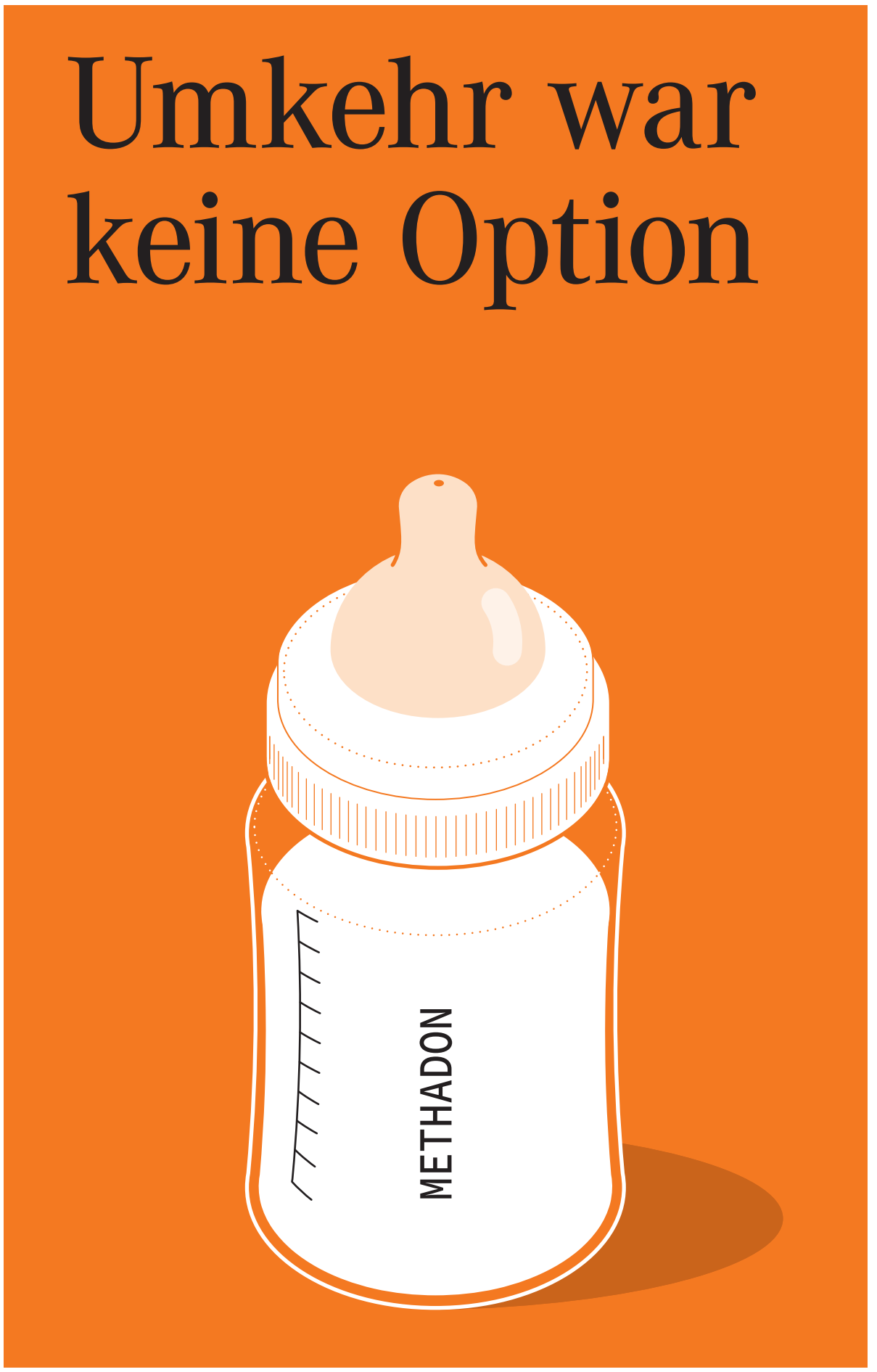

Illustration: Rainer Messerklinger

Von Britta Rotsch

Es ist das beklemmende Gefühl der Schuld, dass Lara* Tag für Tag begleitet. Es wächst, wenn sie sich Dokumentationen über „Methadon-Babys“ auf Netflix ansieht – und es schrumpft wieder, wenn sie in der Therapie über ihren Gewissenskonflikt spricht. Gänzlich ihrer Vergangenheit entziehen kann sie sich nicht. Sie ist die Mutter zweier Buben, die gleich nach der Geburt drogenabhängig waren. Die Ursache waren die Substitutionsmittel, die Lara während der Schwangerschaft einnehmen musste.

Mit 21 Jahren beginnt sie, Heroin zu nehmen. Über den Auslöser kann sie heute nur mutmaßen. Schulfrust, Eltern, die ihr keine Strukturen bieten, der plötzliche Tod der geliebten Oma. Vermutlich ist es eine Mischung aus allem. Alle negativen Gefühle verschwinden schlagartig, als sie das erste Mal das kristalline Pulver inhaliert. Es ist wie ein Zauber. Der Rauschzustand, in den sie versetzt wird, lässt sie alles vergessen. Mit ihrem damaligen Freund – einem Drogendealer – begibt sie sich wieder und wieder auf einen Trip. Dass sie bereits schwerst abhängig ist, merkt sie erst, als sie mit den Drogen aufhören will.

Kurz kehrt Normalität ein

Im „Dialog“, einem ambulanten Zentrum für Suchtbehandlung in Wien, unterzieht sie sich einer Substitutionstherapie und wird auf synthetische Ersatzstoffe eingestellt. Heroinabhängige wie sie sollen so vom ständigen Beschaffungszwang erlöst werden. Laras Entzugserscheinungen werden gelindert. Abhängig wird sie trotzdem ein Leben lang bleiben.

Der Wiedereinstieg ins soziale Leben gelingt ihr. Sie findet einen Job als Mitarbeiterin bei einer NGO. Kurze Zeit kehrt so etwas wie Normalität in Laras Leben ein. Doch dann wird sie schwanger. Ungeplant.

Der Arzt stuft sie sofort als „Risiko-Schwangere“ ein. Auch erfährt sie, dass ihr Neugeborenes gleich nach der Geburt einen harten Entzug wird durchmachen müssen. Das Wort Abtreibung fällt. Doch sowohl Lara als auch der Vater des Kindes entscheiden sich dagegen. Sie wollen ihrem Kind nicht das Recht auf sein Leben verwehren, es büßen lassen, für einen Fehler, den die Mutter einst begangen hat.

Das Wilhelminenspital im Wiener Bezirk Ottakring: In der Station für Kinder- und Jugendheilkunde werden Kinder behandelt, die vorher zwei Gebäude weiter von „gut eingestellten“ Müttern zur Welt gebracht wurden. Krankenschwestern beobachten die Herzfrequenz der Babys auf den Monitoren oder halten jene dick in Decken eingewickelten Säuglinge im Arm, deren Eltern gerade abwesend sind.

30 sogenannte Suchtbabys werden hier im Jahr geboren. Säuglinge, die im Bauch der Mutter über die Nabelschnur mit den abhängig machenden Opiaten versorgt wurden. Für die Schwangeren ist es ein Zwiespalt: Sie müssen ihre Substitute einnehmen, um ihre Sucht in den Griff zu bekommen. Die gleichen Mittel lassen ihre Babys aber noch in der Gebärmutter zu Abhängigen werden, sodass ihr Leben direkt mit einem schweren Entzug beginnt.

„Sobald die Nabelschnur durchtrennt ist, treten die typischen Symptome auf“, erklärt Oberärztin Astrid Käfer, die seit zwanzig Jahren Babys von Drogenabhängigen behandelt. Viele Eltern, die sie kennengelernt hat, hoffen, dass ihr Kind vielleicht keinen Entzug durchmachen muss. Auch Lara hatte diesen Wunsch. An der Medizinerin ist es dann jedes Mal zu sagen: „Das wird vermutlich nicht der Fall sein.“

Verdrängen und relativieren

Lara ist damals gut im Verdrängen dieser Tatsachen. „Ach geh“, denkt sie sich, „die minimale Dosierung kann doch nicht ins Gewicht fallen.“

Aber für Babys sind die Ersatzstoffe, auch wenn sie schon in der Schwangerschaft massiv reduziert werden müssen, immer noch eine Dröhnung. Auf die Medikation ganz zu verzichten, würde allerdings ebenfalls hohe Risiken in sich bergen. Dann müsste der Embryo bereits im Mutterleib mit Entzugserscheinungen kämpfen. Auch die Wahrscheinlichkeit von vorzeitigen Wehen, einer Frühgeburt oder einer Totgeburt nähmen zu.

> *„Peu à peu findet Lara in ihre neue Rolle. Nach neun Monaten wird sie wieder schwanger. Der Vater: ein ehemaliger Drogendealer.“*

Bei Laras erstem Sohn, Noah*, zieht sich der Entzug vier Wochen hin. Lara erinnert sich an diese Phase als eine Zeit voller Angst. Sie weiß zwar, wie es sich anfühlt, auf Entzug zu sein. Was sie sich aber nicht vorstellen kann, ist, wie das für einen Säugling ist und was bei diesem stationären Entzug alles passieren kann. Was die Situation nicht leichter macht, ist, dass Noah wegen seiner schwierigen Geburt – ein Notkaiserschnitt – starke Antibiotika nehmen muss. „Natürlich habe ich mich schlecht gefühlt. Am liebsten wäre ich an seiner Stelle gewesen, es war ja nicht seine Schuld“, sagt Lara. Auch fällt es ihr schwer, anderen zu erklären, warum ihr Kind so lange im Krankenhaus bleiben muss.

Denn von ihrer Vergangenheit, weiß so gut wie niemand. Deshalb kann sie auch keinem die Wahrheit über ihr Kind erzählen. Sie will nicht als Suchtkranke abgestempelt werden, schon gar nicht als suchtkranke Mutter.

Noah schreit und friert

Als sich die ersten Entzugs-Symptome beim Baby zeigen, will Lara es zuerst nicht wahrhaben. Als sie Noah eines Tages schreiend und „urdick eingewickelt“ in einer Decke auf der Station vorfindet, denkt sie erst einmal nur, dass sie ihm sehr gefehlt haben muss. Dass Noah friert, ein klassisches Anzeichen für Entzug ist, kommt ihr nicht in den Sinn.

Nach einigen Wochen können Mutter und Kind nach Hause gehen. Peu à peu findet Lara in ihre neue Rolle. Bis sie wieder schwanger wird. Nach nur neun Monaten.

Diesmal ist der Vater eine aufgewärmte Liebe von früher. Ein ehemaliger Drogendealer und jener Mann, durch den sie damals mit Heroin in Kontakt gekommen ist. Wieder entscheidet sie sich für das Kind. Sie weiß jetzt, was auf sie als substituierte Mutter zukommt. Und sie gibt die Hoffnung nicht auf, dass ihrem zweiten Kind das Schicksal des ersten erspart oder zumindest erleichtert wird. Denn Lara hat die Dosis ihrer Opiate in der Zwischenzeit von 420 auf 240 Milligramm reduziert und fühlt sich auch körperlich besser.

Ihr zweites Baby nennt sie Tim*. Auch er muss einen Entzug durchstehen. Es dauert zehn Tage, in denen sich der Bub regelmäßig einem „Finnigan Score“ unterziehen muss. Ein Test, der Symptome wie Kälte, Schweißausbrüche und Husten auflistet. Der Test schätzt die Intensität des Entzugs ab und steuert so den Verlauf der Therapie. Dann bekommt

FORTSETZUNG AUF DER NÄCHSTEN SEITE →

Fassade

Lara fällt es schwer, anderen zu erklären, warum das Baby so lange im Krankenhaus bleiben muss. In ihrem Umfeld hat sie niemandem von ihrer Drogenabhängigkeit erzählt.